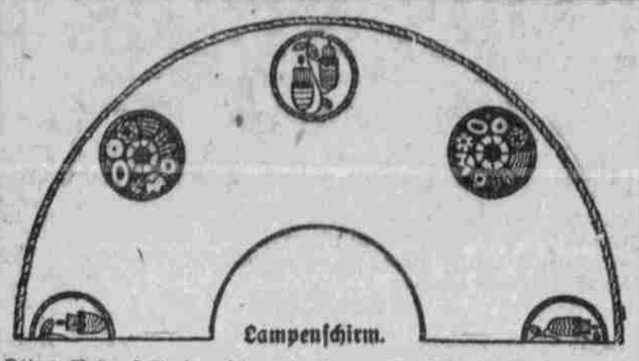
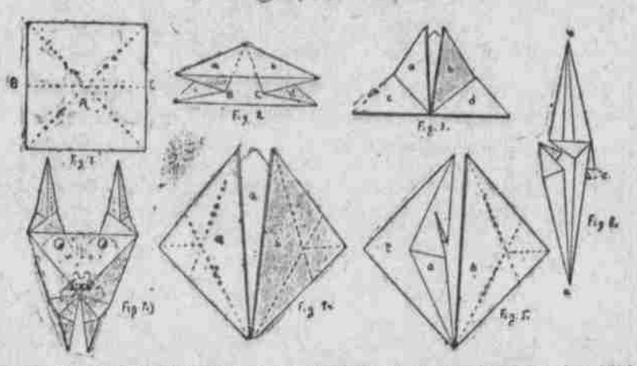
Für unsere Kleinen



Lampenschirm.

Obiges Muster stellt einen sehr niedlichen Lampenschirm dar, der in Stickerei oder Tuscharbeit ausgeführt werden kann. Als Grundstoff wählt man ganz dünne, glatte, ungemusterte Seide, die mit farbiger Seide im Stickrahmen bearbeitet wird, damit sich das leichte Gewebe nicht verzieht. Man stickt die beiden Glockenblumen in den Kreisen orangegelb mit schwarzen Stengeln und Zierlinien, die Blätter sind grasgrün mit schwarzen Rippen. Die übrigen Blumen werden abwechselnd in Feuerrot, Papierblau, Orangegelb, Schwefelgelb, Violett mit grasgrünen Blättern und ebensolchen Zierlinien ausgeführt. Den Abschluß des Lampenschirmchens, das auf ein Gestell aus Draht gebracht wird — es genügt auch ein Drahtrand am oberen Ausschnitt —, bildet eine Borte aus farbiger Seiden- oder Goldschnur. — Das Schirmchen kann auch in Malerei ausgeführt werden. Man wählt durchsichtige Tusche und Beizen dafür, die das Licht recht grell durchschimmern lassen. Außer auf weißer oder gelblicher Seide kann man beim Tuschen auch Pergamentpapier benutzen.

Der Papierteufel.



Falte ein quadratisches Blatt Papier nach den punktierten Linien in Fig. 1. Lege es dann, wie Fig. 2 zeigt, zusammen und biege a und b nach der einen, c und d aber nach der anderen Seite um. Die vier Dreiecke, die du erhältst und die darunter befindlichen Teile des Quadrates (a) mußt du nach den punktierten Linien in Fig. 4 halten und jedem Teil die aus Fig. 5 ersichtliche Gestalt geben. (In Fig. 5 ist nur ein Teil, und zwar a, gefaltet.) Hast du alle vier Teile gefaltet, so erhältst du Fig. 6. Dieses Gebilde besitzt nun bei a oder b ein Loch. Du mußt nun die beiden Spitzen, die mit c bezeichnet sind, mit Daumen und Zeigefinger festhalten und in das Loch hineinblasen. (Nicht zu derb!) Daraufhin wird sich der Teufel entfalten. (Fig. 7.) Man kann die Wirkung noch erhöhen, wenn man ein Gesicht aufmalt. Bedingung ist, daß man alle Teile recht scharf und genau faltet.

Die Kinderschlacht.

Also Kinder, nun gebt 'mal acht, —
Heute liefern wir eine Schlacht! — Die
Dörfer und Städte sind alle erbaut, —
Von der Höhe gar grimmig die Festung
schaut. — Stacheldrähte — aus Strippen
gebogen — Sind um die Schützengräben
gezogen. — Und die Schwerter, so blank
und fein, — Glänzen gar helle im Sonnenschein! — Kanonen stehen in einer
Reih', — Die dicke Berta ist auch dabei
— Und Erbsenkugeln habt ihr genug. —
Dort in der Halle, bereit zum Flug, —
Starrt es von Tauben und Zeppelinen.
— In der Wasserwanne schwimmen die
Minen. — Und große Schiffe mit stachligem Sinn — Schauen trotzig-drohend
nach England hin. — Und von Soldaten
welch buntes Gewimmel! — So ein richtiges, tolles Kriegsgetümmel! — Nur die
Herren Generäle sind noch nicht ernannt.
— Doch geb' ich euch diese sofort bekannt.
— Du, Herbert, mit deiner schmutzigen
Nase, — Schere dich zu der Russenblase!
— Kurt, der gefräßige Nimmersatt, —
Seinen Platz bei den Engländern hat, —
Und Fritz mit den eleganten Hosen — Ernenn' ich zum Feldherrn der Franzosen.
— Du aber, Karl, mit den lichten Augen
— Magst mir nur recht zum Deutschen
taugen! — Der große Hindenburg sollst
du sein. — Nun schlage aber auch tüchtig
drein! — Hui — nun legen sie aber los!
Wie ist das Lärmen und Schreien groß.
— Pfiiit — — wie die Kugeln pfeifen
und summen — Und wie dumpf die großen Kanonen brummen. — Die armen
Dörfchen! Wie hell sie brennen, — Und
wie die Menschen so ängstlich rennen, —
Wenn aus den Tauben mit lautem Knallen — Die bösen Bomben herniederfallen.
— Dort klirrt schon ein Fenster — dort
springt eine Tür — Und ein rotes
Flämmchen, das züngelt herfür. — Der
Kirchturm neigt sich — Obacht! Er fällt!
— Wie schrill das zersprungene Glöckchen gellt. — Da plötzlich — siehe — in
rasendem Lauf — Stürzen die Feinde
den Berg hinauf, — Viele taufende in
langer Reih'! — Und mit gräßlichem
Kampfgeschrei — Werfen sie auf den Gegner sich. — Doch der Deutsche fürchtet sich
nicht! — „Hoch Deutschland", so klingt
es hell in die Runde' — Und jauchzend
eilt es von Mund zu Mund: — „Hoch
Deutschland! Hurra!" Bajonette gefällt!
— So stehen wir gegen die ganze Welt!
— Ein wütender Kampf! Mann gegen
Mann! — Stolz wehen die Fahnen so
hoch voran. — Wohl sinkt manch' Braver,
doch unverzagt, — Immer aufs neue wird
es gewagt. — Und ehe die Sonne im Westen verglüht, — Da ist den Deutschen der
Sieg erblüht! — Wild fliehen die Russen
der Heimat zu! — Doch die mutigen
Deutschen, die geben nicht Ruh. — Teils
zu Fuß, teils auf stolzen, wiehernden Rossen, — Folgen dem Feinde sie unverdrossen — Und beim lauten Schmettern
der „Wacht am Rhein" — Ziehen sie in
die Festung ein — Und nehmen kurzerhand alles gefangen, — Was ihnen nicht
durch die Flucht entgangen. — Da seufzt
denn so mancher „O Freund Prusischinski,
— Dieser Hindenburg — Masurinski!!"
— Der aber steht auf dem Kampfesfeld
— Das Antlitz so stolz und glücklich erhellt — Und sagt: „Na, Kinder, das war
'ne Schlacht, — Die hat mir das Herze
warm gemacht, — Ich sah doch wieder
mit viel Vergnügen, — Wir lassen uns
niemals unterkriegen! — Ich meine, sind
wir hier 'mal zu Ende, — Dann machen
wir gleich 'ne flotte Wende — Und klopfen
den Engländern und Franzosen — Auch
mal energisch auf die Hosen. — Für heut,
da hab'n wir genug getan! — Die Eisernen Kreuze kommen morgen erst an. —
Da kann dann aufs neue die Freude entbrennen. — Jetzt wollen wir erst 'mal
nach Hause rennen — Und an der „Goulasch"-Kanone" bei Muttern — Uns ganz
gehörig zu Kräften futtern!

Kriegsgefangen.

Kriegsgefangen — o große Not!
Jetzt gibt es sicher nur Wasser und Brot,
Kein Bett, kein Kissen mit Stickerei,
Ein harter Stuhl und ein Bündel Heu,
Das man vom Hofe heraufgebracht,
Das ist die ganze Gefängnispracht.

Kriegsgefangen — man hält's kaum aus!
Was wird die Mutter sagen zu Haus?
Sie weint sich sicher die Augen rot
Und denkt man wäre schon lange tot.
Gibt's keine Rettung? Ich hungere sehr,
Brächt' mir doch einer Schokolade her!

Kriegsgefangen — man schämt sich so!
Herr Wärter lachen Sie nicht so roh!
Wann wird bei Ihnen zu Abend gespeist?
Bei uns zu Hause Punkt sieben meist.
Recht dick die Butter, das Brot ganz dünn
Ach Gott, der Ekel hört gar nicht hin!

Kriegsgefangen — gleich werd' ich wild,
Wenn sich der Feind nur in Schweigen hüllt.
Mir ist jetzt alles ganz einerlei,
Ich schlage die Kerkerwände entzwei
Und laufe hinaus durch Nebel und Nacht
Und zieh' mein Lebtag nicht mehr in die Schlacht.

Das Mehlschneiden.

In ein Häufchen Mehl wird ein Stück Geld oder ein Ring aufrecht gestellt. Jetzt schneidet der Reihe nach jedes Mitglied der Gesellschaft etwas von dem Mehlhäufchen ab. Bei wem das Stück umfällt, der muß ein Pfand erlegen.

In Frankreich sind nahezu ¼ Million Hektar Land mit Olivenbäumen bepflanzt, die einen Ertrag von fast 250,000 Hektoliter Baumöl im Werte von 50 Millionen Franks ergeben.

Im Höllenkobel.

Eine lustige Geschichte aus der Sommerfrische.

Von **Ludwig Ganghofer.**

In die Fremdenliste des trefflichen Gasthauses, das den Mittelpunkt des hübschen Gebirgsdorfes bildete und die Crème der anwesenden Sommerfrischler unter seinem Dache vereinigte, hatte er sich folgendermaßen eingezeichnet: Fritz, Bar. Wegerich. Das sollte nun freilich nur Fritz Bartholomäus Wegerich heißen, aber das verschmitzte Komma und die scheinheilige Abkürzung des zweiten Taufnamens zeigten die unverkennbare Absicht, unseren gut bürgerlichen Helden einer stempel- und gebührenfreien Nobilisierung zu unterziehen. Bei den gefälligen Wirtsleuten und ihren klugen Kellnerinnen, wie auch bei einigen harmlosen Gästen war diese Absicht von guter Wirkung, und diese Gläubigen kehrten sich wenig daran, daß sich auf vielen Lippen immer ein gar merkwürdiges Lächeln zeigte, so oft vom „Herrn Baron Wegerich" die Rede war. Er selbst lächelte dazu recht gnädig und zufrieden und trug den Kopf so stolz erhoben, als fühle er kaum den Druck der ihm durch Kommas Gnaden verliehenen Adelskrone.

Gleich in den ersten Tagen seiner Anwesenheit kaufte er sich in den Ausschuß des Verschönerungsvereins ein, ernannte sich aus eigener Machtvollkommenheit zum „maître de plaisir" der Fremdenkolonie und war überall dabei, wo es, besonders in Gegenwart der zwei schmucken Wirtstöchter, ein großes Wort zu führen gab. Selbstverständlich war er auch ein großer Bergsteiger und leistete das Unglaublichste in haarsträubenden Kletterpartieen. Derartige Partieen führte er aber stets ohne Führer und ohne Zeugen aus, und man hätte nie von ihnen Kunde erhalten, wenn er nicht selbst am Wirtshaustische mit gruseligen Schilderungen bemüht gewesen wäre, seinen schwer genagelten Schuhen den verdienten Lorbeer zu flechten.

Er war ein leidlich hübscher Bursche und hätte, von seinen sonstigen Eigenschaften abgesehen, einem Mädchenauge wohl behagen können. Durch die Maskerade aber, in welcher er sich gefiel, machte er sein Aussehen zu einem recht merkwürdigen: halb Tirolersänger, halb Don Quixote im Touristenkostüm. An den edlen Ritter von La Mancha erinnerte er besonders durch seine schmächtige Gestalt und den kühnen Spitzbart, welch' letzterer ihm auch den Scherznamen „Spitzwegerich" eingetragen hatte. Bei den Dörflern hieß er schlichtweg „der Fex", und außerdem hatte er noch den Spitznamen „Echo-Kolumbus". Die Bestrebungen, um derentwillen unser Held mit diesem Titel belegt wurde, verwickelten ihn schließlich in ein Abenteuer, das er wohl all seiner Lebtage nicht vergessen wird.

Baron Wegerich war nämlich von einer fast krankhaften Sucht erfüllt, Landschaftspunkte mit mehrfachem Echo zu entdecken. Das Instrument, dessen er sich bei solchen Entdeckungsreisen bediente, war ein schwerer, gediegener Revolver. Auf jeder seiner Wald- und Bergwanderungen verknallte er ein Dutzend Patronen — zum Schrecken des Wildes und zum ganz besonderen Aerger des Forstpersonals. Die pflichttreuen Jäger rannten sich totmüde, so oft sie einen Schuß im Walde hörten, und wenn sie dann an Stelle des vermeintlichen Wilddiebes den Echo-Kolumbus mit seinem Revolver fanden, blieb ihnen nichts anderes übrig, als sich durch gesunde Grobheiten für ihre Plage zu entschädigen. Spitzwegerich erhielt deshalb eines Tages vom Förster eine scharfe Verwarnung. Vielleicht hätte er auch auf dieselbe gehört, wenn ihm nur die „dumme Schießerei" nicht gerade in Gegenwart der zwei jungen Forstgehilfen und der beiden Wirtstöchter aufgemutzt worden wäre. So aber meinte er vor den zwei Mädchen, die er, abermals zum Aerger der Jäger, mehr als zulässig mit Liebenswürdigkeiten bedachte, sein Ansehen wahren zu müssen, und fertigte die Warnung des Försters mit hochmütigem Lächeln ab.

Einige Wochen vergingen, und in der Absicht, die Jäger nun erst recht zu ärgern, verknallte Spitzwegerich die doppelte Anzahl von Patronen. Immerhin beobachtete er dabei eine gewisse Vorsicht. Nach jedem Schusse lief er davon, so weit ihn seine Füße trugen, oder hielt sich lange Stunden in dichtem Gebüsch verborgen, wobei er häufig hören konnte, wie die in seiner Nähe suchenden Jäger sich in nicht sehr schmeichelhaften Reden mit seiner werten Person beschäftigten.

Da geschah es nun einmal, daß unser Baron auf einer seiner Entdeckungsreisen hoch oben im Bergwald von einem schweren Gewitter überfallen wurde. In einer Holzerhütte fand er willkommenen Schutz vor dem strömenden Regen. Stunde um Stunde verrann, aber das Strömen und Gießen wollte kein Ende nehmen — und während der Hunger unseren Helden gerne nach Hause getrieben hätte, hielt ihn das Bedenken zurück, daß seine so schön mit grüner Seide gestickte Lederhose in gar üblm Zustande aus so grober Wäsche hervorgehen möchte. Erst gegen Abend ließ der Regen nach, und als Spitzwegerich aufatmend aus der Hütte trat, äußerte er seine Freude über die endliche Erlösung durch Abfeuerung von zwei Revolverschüssen. Dann schickte er sich zum Heimweg an. Kaum aber war er ein paar hundert Schritte niedergestiegen, da hörte er näherkommende Tritte und halblaute Stimmen:

„G'wiß is das wieder kein anderer g'wesen, als wie der Fex!"

„Gott bewahr', der bleibt bei so einem Wetter schon lieber im Wirtshaus sitzen! Da hat a Wilderer g'schossen, wirst es sehen . . . und nur an Rührer wenn ich merk' im Wald, so gib ich Feuer!"

Spitzwegerich erblaßte, suchte sein Heil in rascher Flucht, und da es ihm nach den erlauschten Worten im Walde nicht mehr geheuer war, flüchtete er zurück zur Holzerhütte. Hier stand er zitternd im Dunkel und hörte, wie draußen die Jäger ankamen, wie sie von den aufgefundenen Fußspuren sprachen, und wie sie beschlossen, vor der Hütte auf den „Lumpen" zu passen, der hier vorüber müßte, da er keinen anderen Rückweg hätte. Die Stunde, welche nun verging, erschien dem Gefangenen bei seinem ratlosen Bangen wie eine Ewigkeit. Als er endlich zu dem Entschlusse kam, sich den Jägern auf Gnade und Ungnade zu überliefern, hatte sich, bei dem schwer bewölkten Himmel, bereits stockfinstere Nacht über Wald und Berge gesenkt. Mit schwankender Stimme rief er seine Wächter an und schrie, da er draußen einen Flintenhahn knacken hörte, stotternd seinen Namen. Daraufhin entwickelte sich vor der Thüre folgendes Zwiegespräch:

„Gelt, ich hab's gesagt . . . es is der Fex!"

„Und ich glaub's net! Ich sag', es is a Lump, der dem Fexen sein' Stimm' nachmacht, weil er meint, wir lassen ihn gleich laufen."

„Ja, ja, kannst schon recht haben. Und wenn wir ihn zur Tür' 'rauslassen, brennt er uns gleich eins 'nauf. Aber wie sich an der Tür' was rührt, laff' ich's krachen."

„Und ich hab' gute Lust und schieß' ein' Kugel um die ander' zum Fenster 'nein — eine erwischt ihn schon."

Bei allen Heiligen begann Spitzwegerich seine Identität zu beschwören. Nach längerem Parlamentieren wurde der Frieden unter folgender Bedingung geschlossen: der „Herr Baron" sollte in der Hütte Feuer machen, damit ihn die Jäger beim Schein der Flamme zu erkennen vermöchten. Durch das Fenster warfen sie ihm ein Zündholzbüchschen zu, und Spitzwegerich stieß sich, während er im Finstern darnach suchte, Kopf und Arme an alle Ecken. Endlich gelang es ihm, Licht zu machen, und die Jäger, welche bereits über die Person ihres Häftlings beruhigt schienen, traten ein. Sie spannten die Gewehre ab, welche Spitzwegerich mit etwas scheuen Blicken betrachtete, und setzten sich auf den Herd, auf welchem die dürren Späne lustig brannten. Die Jäger schnitten zwar finstere, ärgerliche Gesichter, dennoch aber schien es, als hätte die Angst, die der „Herr Baron" ausgestanden, und seine beschämende, unangenehme Lage so etwas wie Mitleid in ihnen erweckt. Schließlich erboten sie sich sogar, ihn nach Hause zu führen, damit er nicht, hungrig und ohne Lager, die ganze Nacht in der elenden Hütte verbringen müßte. Spitzwegerich zeigte allerdings geringe Lust zu einem Abstieg in dieser pechschwarzen Nacht, er wäre lieber bis zum Morgen in der Hütte geblieben — doch als die Jäger meinten, daß für einen so berühmten Bergsteiger, wie der „Herr Baron", ein nächtlicher Marsch durch den gefahrlosen Wald eine Kleinigkeit wäre, ließ ihn die Eitelkeit verstummen. Auch tröstete ihn die Laterne, die einer der Forstleute aus seinem Rucksack zum Vorschein brachte.

Voraus der Jäger mit der Laterne, hinter ihm der recht schweigsame Echo-Kolumbus, dann der andere Jäger, so traten sie den Heimweg an. Die Jäger schienen einen näheren Weg einzuschlagen, denn sie verließen bald den ausgetretenen Steig und bogen seitwärts in den Wald. Das war ein bitterer Marsch! Ueber Stöcke und Wurzeln, über bemooste Felsblöcke, durch Gräben und Löcher, durch triefendes Dickicht und über zahllose Windbrüche ging es dahin in unbehaglichem Wechsel. Dazu gaben sich die Jäger, als gingen sie die schönste Straße, die in der Welt nur zu finden wäre. Der arme Spitzwegerich aber dampfte vor Schweiß, sein zierliches Tirolergewand troff vor Nässe, seine Kniee zitterten vor Müdigkeit, aber er hatte nicht den Mut, eine kurze Rast zu verlangen oder gegen den Weitermarsch auf solchem Wege zu protestieren.

Und plötzlich, gerade als sie mitten zwischen großen, kantigen Felsblöcken standen, erlosch die Laterne, und sie waren von einer Finsternis umgeben, in der man die Hand nicht vor den Augen sehen konnte.

„Teufel noch amal . . . jetzt is's gut!" brummte der Jäger, der die Laterne getragen hatte.

„Ja was machst denn!" grollte der andere.

„Ich kann nix dafür, die Kerzen is mir 'raus g'fallen!"

Wohl eine halbe Stunde suchten sie vergebens nach der Kerze.

„Es hilft nix, die is nimmer zum finden. Jetzt müssen wir uns halt heim greifen."

Plaudernd tappten sich die beiden Jäger durch die Finsternis weiter, bald aufwärts, bald abwärts, bald links und wieder rechts. Spitzwegerich stolperte hinter ihnen nach, manchmal stöhnte er laut — er mochte wohl Ursache dazu haben — oder rief wohl auch, wenn er eine Strecke zurückgeblieben war, seinen Führern mit weinerlicher Stimme zu, sie möchten doch ein Weilchen auf ihn warten. Das taten sie auch immer, an schlechteren Wegstellen stützten sie ihn mit ihren Armen und trösteten ihn dabei mit der Versicherung, daß der Wald jeden Augenblick zu Ende sein müßte. Das traf auch, freilich nach etwas länglichen Augenblicken, richtig ein. Spitzwegerich atmete erleichtert auf; sie mußte ja bereits die Talsohle erreicht ha-

— Kein Hinduoffizier kann höher steigen als bis zum Major.

— In früheren Zeiten verweigerten die Dithmarschen mehrfach dem geschlagenen Feinde die Herausgabe der Toten zur Beerdigung, damit die Leichname von Hunden und Vögeln aufgefressen würden.

Haus. Hof und Garten.

Die Feinde und Schädiger der Rose und ihre Bekämpfung.

Des Blumenfreundes und des Blumenzüchters Stolz ist die Rose, sie wird aber sein Schmerzenskind im Garten, wenn das Heer der Rosenfeinde sie überfällt.

Die Feinde der Rose.

Als schleichender Feind tritt da der Meltau auf, der mit seinem mehlig-weißen Anflug (Figur 1 und 2) die Knospen und Blätter überzieht. Es ist ein Schmarotzer, ein Pilz (Sphaerotheka pannosa), der sich unter dem Mikroskope als ein dichtes Fadengewirr zeigt, als „Myceel" angesprochen. Diese Myceelfäden laufen auf der Oberfläche der jungen Triebe und Blätter zuerst unbemerkt dahin, sie bohren warzige Ausstülpungen in die Zellen der Oberhaut, die als Saugapparate dienen und die Zellen zum Absterben bringen. In kurzer Zeit ist der Pilz schon so kräftig geworden, daß er von den Myceelfäden aus eine Menge kleiner Stielchen mit Knospen treibt, die als „Konidien" bezeichnet werden und die der Wind ablöst und auf andere Triebe der Rose führt. Hier keimen die Sporen aus und bilden dadurch einen neuen Meltauherd. Immer schwächt der Pilz den Rosenstock und verhindert eine kräftige Entfaltung und Entwicklung der Blumen. Erst im Herbst mit seinen kühlen Nächten läßt die Entwicklung des Meltaupilzes nach. Er bereitet sich dann zu seiner Winterruhe vor, indem er Früchte von winzigen kleinen, kugeligen, braunen, harten Kapseln erzeugt, sogen. „Perithecien", die in dem weißen Fadengewebe eingesenkt sind, hier allen Witterungseinflüssen widerstehen und im Frühjahr die Plage von neuem schaffen.

Der Krankheit des Meltaubefalles stehen wir nicht machtlos gegenüber und bei rechtzeitigem Eingreifen wird der Pilzschädigung sehr starker Abbruch getan. In erster Linie bekämpft man ihn mit gemahlenem Schwefel, der am frühen Morgen auf die belauten Blätter gestäubt wird. Schwefel wirkt aber nur bei warmem Wetter, nicht bei kühlem, denn bei letzterem entsteht keine schwefelige Säure, die den Pilz allein vernichtet. Im letzteren Falle tritt an Stelle des Schwefels Schwefelleber zur Bekämpfung, die über die Rosen gespritzt wird. Die Mischung ist folgende: 5/6 Unze Schwefelkalium, 2½ Unze Schmierseife, 10 Quart Wasser.

Auch mit der bekannten Wäschestärke kann man den Pilz bekämpfen. Sie wird nach dem Garmachen mit so viel Wasser verdünnt, daß sie leichtflüssig und wenig klebrig ist. So wird sie mit feiner Spritze gleichmäßig verteilt und bildet dann einen dünnen, glasigen Ueberzug auf die Rosenblätter, wodurch der Pilz von der Luft abgeschlossen wird. Den Rosenblättern schadet der Ueberzug nichts. Weiter mag noch als Spritzmittel schwefelsaurer Kalk angegeben werden, und zwar ⅓ Quart Kalk auf 10 Quart Wasser.

Die Figur 3 zeigt die Rosenbürstenhornwespe und zwar die Larve (Holytoma rosae) und 4 die abgelegten Eier der Wespe. Die Larven entwickeln einen sehr gesunden Appetit und machen in kurzer Zeit eine Rosenknospe blattleer. Wo sich die Larven finden, treten Triebe auf, die sich krümmen und die an der Krümmungsfläche schwarz oder schwarzfleckig sind. Die Wespen treten im Mai und im August auf. Die Weibchen legen ihre Eier an Triebspitzen, wobei sie leicht abgefaßt und getötet werden können. Sonst muß man alle Rosentriebe, die sich krümmen und an der Biegung schwarz werden, abschneiden und vernichten. Sind trotzdem Larven vorhanden, so schüttelt man sie in einen untergehaltenen, aufgespannten Schirm und vernichtet sie. Auch ein Spritzen mit einer Lösung von 3/10 Unze Schwefelkalium, ¼ Unze Schmierseife auf ein Quart Wasser hilft.

Auch eine ganze Anzahl Wickler, also Kleinschmetterlinge, sind Rosenfeinde, von denen am häufigsten der Gartenrosenwickler (Tortrix forskaleana), Figur 5, ist. Sie sind dort anzutreffen, wo einige Blätter zusammengerollt und zusammengeklebt sind, oder wo sich die Triebspitze vergeblich bemüht, aus einem zusammenhängenden Blattbüschel hervorzubrechen. Werden diese Blätter vorsichtig gelöst, so läßt sich aus ihnen eine gelbgrüne Raupe an einem Spinnfaden herab. Die Raupen sind zu töten. Als Vorbeugungsmittel kommt im Frühjahr auch ein Spritzen mit achtprozentigem Karbolineum oder mit Schwefelkalkbrühe in Frage, was gleichzeitig auch gegen Rost und Meltau gut ist.

In Figur 6 sehen wir an einem Rosenzweig die Rosenschabe (Tinea gryphipinella), eine Kleinschmetterlings-Raupe, die als kleine, schmale Säckchen auftritt, manchmal auch an der Blattunterseite hängt. Ueber Winter leben die Räupchen am Fuße des Stammes, im Frühling klettern sie hoch und machen die Rosenblätter braunfleckig. Man vernichtet die Raupen im Herbst oder zeitig im Frühjahr durch starken Rückschnitt. Den Stamm bürstet man im Herbste bis auf den Boden herunter ab, bestreicht ihn mit Schwefelkalium und macht auch die Erde um den Stamm frei, um tief in den Boden zu kommen. Den Boden bestreut man mit Kalk und gräbt ihn um.

Auch Blumenkäfer (Cetonia) (Figur 7) stellen sich auf den Rosen ein, die an den Blumenblättern fressen, sonst aber keinen nennenswerten Schaden anrichten. Die schönen, grüngoldigen Tiere fliegen besonders in der Mittagszeit im Sonnenschein.

Sehr schädlich wirkt wieder der Rosenrost. Er zeigt seine Anwesenheit schon im Frühjahr, wo die Blätter auf ihrer Unterseite dann rotbraune, runde Flecken (Figur 8) zeigen, die durch das ganze Blatt hindurchleuchten. Im Herbste tritt er auch am Stamm und den Zweigen als kleine, rote Häufchen (Figur 9) auf. Im Frühling sind auf den Blättern die rostroten Punkte nur winzig, aber fortdauernd vermehrt sich der Pilz, dessen Name Phragmidium subcorticium ist, besonders bei nassem Wetter und es folgen dann den rostroten Uredopolstern die schwarzen Teleutosporen. Das Myeel des Pilzes überwintert in der Rinde und dem Stamm der Rosen, weshalb das Einsammeln oder Abschneiden der erkrankten Teile nur eine halbe Bekämpfungsmaßnahme ist. Am meisten werden die Remontantrosen befallen und sie übertragen dann die Krankheit leicht auf die anderen Rosen. Ein 5prozentiger Schwefelkaliumanstrich oder ein solcher mit einer 5 bis 8prozentigen Schwefelkalkbrühe der Rosen im Herbste, um die überwinternden Sporen zu vernichten, weiter das gewissenhafte Einsammeln und Vernichten allen erkrankten Laubes sind wirksame Bekämpfungsmittel. Auch regelmäßiges starkes Zurückschneiden, unterstützt durch kräftige Düngung und Bewässerung, hilft zur Bekämpfung, da durch das darauf folgende Wachstum und die Bildung neuer Blätter ein ständiger Stoffwechsel hervorgerufen wird und der Rost weniger junge Triebe und Blätter befällt als alte. Der angegebene Herbstanstrich sollte auch möglichst im Frühjahr nochmals wiederholt werden, er hat aber dann so zeitig zu geschehen, daß die Rosenaugen noch keinen Trieb haben.

Das gleiche Vorgehen wie beim Rosenrost muß auch beim Auftreten des Rosenasteromas, das sich durch sternförmige schwarze Flecken auf dem Rosenlaub (Figur 10) bemerkbar macht, in Anwendung kommen. Wir haben es hier mit einem Pilz zu tun, der zu den Fungi imperfecti gehört, wissenschaftlich als Asteroma bezeichnet, dessen Myceelgeflecht strahlig ist. Auch hier sind bei der Bekämpfung die befallenen Blätter abzuschneiden und zu verbrennen. Die Stöcke schneidet man kräftig zurück und spritzt sie mit einer zweiprozentigen Schwefelkalkbrühe. Den Boden gräbt man um und bedeckt ihn mit verrottetem Mist. Der Boden selbst ist immer locker zu halten.

Eine andere Krankheit ist die Schwarzfleckenkrankheit. Von ihr befallene Rosen treiben im Frühjahr spärlich, bekommen plötzlich schwarze Flecken und die Triebe sterben teilweise ab. Auch hier ist ein Pilz die Ursache, der als Coniothyrium wensdorffiae bekannt ist. Die Krankheit befällt besonders starktriebige Sorten, die etwas feucht stehen. Der Boden soll hier trockener gelegt und offen gehalten werden und ist weniger zu düngen. Alle befallenen Zweige müssen bis auf den letzten rotbraunen Fleck abgeschnitten und vernichtet werden. Die weitere Behandlung durch Spritzen ist die gleiche wie beim Rosenrost.

Figur 11 zeigt uns die interessanten Arbeiten der Rosengespinstwespe, die ihre trichterförmigen Blattgebilde spiralförmig zusammendreht. In ihnen lebt die Larve. Das Tier ist weniger schädlich als interessant. Figur 12 führt die Tätigkeit der kleinsten Rosenblattwespe (Tenthredo pusilla) vor. Das Weibchen dieser Wespe legt ihre Eier an den Rändern der Rosenblätter ab und diese rollen sich danach von jeder Seite nach der Mittelrippe zu ein. In der Höhlung lebt die Larve von der Blattsubstanz. Solche Blätter sind abzupflücken und zu verbrennen.

Die Larven der gelben Rosenblattwespe und ihre Verwandten (Tenthredo) leben von dem Blattgrün der Rosenblätter, lassen aber das Blattgerippe zum Teil stehen (Figur 13). Man sucht die grünen Larven ab, oder, wo sich viele finden, da spritzt man mit einer Lösung von 1 Unze Schwefelkalium, 2¼ Unze Seife auf 12 Quart Wasser.

Ein anderer Rosenblattfreund ist die Tapezierbiene (Megachile) (Figur 14), die runde Fetzen aus dem Rosenblatte schneidet (Figur 15), aber kaum zu bekämpfen ist, auch sonst keinen nennenswerten Schaden anrichtet.

Zum Schlusse wollen wir noch der Rosenschildlaus (Diaspis rosae) (Figur 16) gedenken, die sich mit einem Wachsüberzuge bezieht. Sie bekämpft man wie andere Schildläuse, am besten mit ölhaltigen Spritzmitteln.

— 1882 fand man auf je einer Fläche von 170 Seemeilen Länge und 25 Seemeilen Breite rund 1½ Milliarden toter Leopardenfische. Sie scheinen damals so gut wie ausgestorben zu sein.

— Altes Eisen. Im Haushalte sammeln sich Eisenreifen von alten Oel- und Petroleumtonnen'an, sodaß man nicht weiß, wohin damit. Diese Reifen geben schöne Winkel für Mistbeetfenster. Sie werden vom Schmied in Enden von 40 Zentimeter gehauen, in der Mitte angewärmt und übergebogen und mit 6 Löchern versehen.